

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 78 (1998)
Heft: 6

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Michael Wirth

ZWISCHEN PARISER MAI UND PRAGER FRÜHLING

In Marbach museal auf Dauer gestellt:
Der Studentenprotest in Deutschland

Mögen die Studentenrevolten in der Bundesrepublik Deutschland eigene Voraussetzungen und Motive gehabt haben, die Bewegung ist weltweit. In Washington demonstrieren am 21. Oktober 1967 über 250 000 Menschen gegen den Vietnamkrieg. Eine Woche später gehen in Madrid 20 000 Menschen für Freiheit und Demokratie auf die Strasse. Das Ende des *Franco*-Regimes kündigt sich an. Am 5. April 1968 wird *Martin Luther King* ermordet. In Paris und Prag allerdings nehmen die Revolten den Charakter der Revolutionären an. In Paris, weil sich Studenten und Arbeiterschaft miteinander verbünden – die Folge ist ein Generalstreik, in Prag, weil *Alexander Dubčeks* Sozialismus einer mit menschlichem Antlitz zu werden verspricht.



Heiter auf dem Weg zur
Demo, die notwendigen
Utensilien in der Hand:
Rudi Dutschke.

Dem deutschen Studentenprotest haftet anfangs jene eigentümliche Mischung aus Provinzialismus und Elitismus an, die seit Jahrhunderten die deutsche Geistesgeschichte orchestriert. Der Ort, wo er stattfindet, ist einmal mehr nicht der Tucholskysche Rasen im Park, sondern der Hörsaal: Man ist es nicht gewohnt, sich wie die Pariser Studenten der politischen Autorität unmittelbar zu widersetzen, sondern nimmt erst einmal mit deren Platzhalter, der Wissenschaft, der Deutschen ganzer Stolz, vorlieb. Was die Videos in der Eingangshalle zur Ausstellung «Protest! Literatur um 1968» im *Schiller-Nationalmuseum* in Marbach zeigen, ist in unseren Köpfen als Konserve kollektiver Erinnerungen gespeichert, und doch: Die komprimierte, Anschaulichkeit dieser Ausstellung rückt vieles zurecht: Die Protestbewegung der sechziger Jahre als ein *déjà vu* des ersten Blicks. *Alexander Mitscherlich* während eines Fernsehinterviews im Mai 1968 erstaunt: Wenn die Studenten meinten, das Kapital sei das Fundament der USA – warum solle man ihnen das verbieten. Zwei, drei Bildsequenzen später: «*Armes Deutschland*» ruft ein Professor mit sich unkontrolliert überschlagende Stimme Studenten zu, die ihn während einer Vorlesung vom Katheder drängen – die Universität als Nabel der Welt, während in Paris Studenten und Arbeiter gemeinsam losschlagen.

Den Einfluss jener Professoren, die gemeinhin als die geistigen Väter der 68er angesehen wurden, zeigt die Ausstellung in relativierendem Licht. In die Rolle des Verräters sah sich *Theodor W. Adorno* gedrängt, weil er im Gegensatz zu *Herbert Marcuse* die bundesrepublikanische Gesellschaft für nicht veränderbar hielt und der gesellschaftlichen Ausweglosigkeit den freien Raum von Poesie und Sprache entgegenhält. Das war zu wenig für die utopiegläubigen Studenten.

Enttäuscht wandten sie sich von *Adorno* ab. Und ein schüchterner *Jürgen Habermas*, der für den revolutionären Absolutheitsanspruch und die Gewaltbereitschaft eines Teils der Studentenschaft den Begriff des «linken Faschismus» prägt, stellte *Rudi Dutschke* nach der Beerdigung des von der Polizei bei den Anti-Schah-Demonstrationen getöteten Studenten *Benno Ohnesorg* die Gretchenfrage: Wie hältst du es mit der Gewalt?

Klamauk und Gewalt

Der Frage, wann und schliesslich auch warum die ursprünglich phantasievollen studentischen Happenings gegen eine verlogene Bürgerlichkeit in Gewaltaktionen umschlugen, bringen Versammlungsprotokolle, Briefe und persönliche Notizen auf den Punkt. Harte Kontraste: Neben *Valie Export's* Aktion «taktile rezeption feit gegen den betrug des voyeurismus» – für 5 Mark liess die Aktionskünstlerin sich von männlichen Passanten in München zwölf Sekunden lang ihre nackten Brüste betasten – diverse Aufrufe zur Schaffung revolutionärer Zustände. Neben *Chlodwig Poths* karikaturistischer Aufarbeitung von freier Liebe in Kommune 3 *Paul Celans* scharfe Kritik an *Dutschke*: Er habe im (auch von *Celan* für richtig gehaltenen) Aufbegehren gegen «repressive Toleranz» die Atmosphäre demagogisch verdorben. Anlässlich des Vietnam-Kongresses im Februar 1968 fordert *Rudi Dutschke* (in Anlehnung an den Vietcong) einen «europäischen Cong», eine Art Stadtguerilla. Doch *Willy Brandts* Kanzlerschaft und sein Slogan «mehr Demokratie wagen» verändern die Vorgaben der politischen Realität in der Bundesrepublik und spalten die Ausserparlamentarische Opposition. Die SPD- und gewerkschaftsnahen Mitglieder gewinnen neues Vertrauen in die parlamentarische Demokratie. Der Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in Prag hatte bereits im August 1968 den Sinn für die Wirklichkeit des Stalinismus neu geschärft. Im Kreis um den Studentenanwalt *Horst Mahler* allerdings entsteht aus dem Gefühl der Ohnmacht die Einsicht in die vermeintliche Notwendigkeit von gewaltsamen Aktionen.

Schiffbrüche

Einige Literaten reden von 1969 an freilich schon vom «Schiffbruch» – eine Metapher,



Betroffen am Prager Wenzelsplatz nach dem sowjetischen Einmarsch: Heinrich Böll.

die in den siebziger Jahren für die Folgen der Protestbewegung stehen wird. Während *Peter Weiss' «Ästhetik des Widerstands»* standhaft im Lebenskampf der Schiffbrüchigen der Medusa das «dennoch» der Utopie vermittelt, nimmt *Hans Magnus Enzensberger* mit seinem «Untergang der Titanic» Abschied von ihr: «Während andere ertrinken, geht das Überleben weiter, heulend und zähneknirschend, und kaum besiegbare», heisst es blumig im ausgestellten Suhrkamp-Verlagsprospekt. *Hans Magnus Enzensberger* hatte 1968 im «Kursbuch» einer Literatur das Wort geredet, die nicht ästhetisieren, sondern politisch dokumentieren solle. Die Gegenbewegung angesichts der Ernüchterung liess nicht lange auf sich warten. In den siebziger Jahren zieht sich die Literatur ins Private zurück. Die Wahrheit des Gefühls steht auf dem Programm: Titel wie *Karin Strucks* «Klassenliebe» und *Verena Stefans* «Häutungen» legen beredt Zeugnis davon ab. Die Bernerin *Verena Stefan* hat in «Häutungen» eine im deutschen Sprachraum einzigartig klare, aber auch unerbittliche und dabei entideologisierte Sprache über den Prozess weiblicher Selbstfindung geführt. Selbstfindung heisst die allmähliche Loslösung einer Frau von genormten Verhaltensmustern, die in der linken Szene ebenso beheimatet sind wie im bürgerlichen Milieu. ♦

Katalog: Ralf Bentz, Sabine Brtnik, Christoph König, Roman Luck-scheiter, Ulrich Ott, Brigitte Raitz «Protest! Literatur um 1968», mit einem Essay von Helmut Kiesel. 220 z.T. farbige Abbildungen. Marbacher Kataloge 51, 1998. Die Ausstellung schliesst am 30. November 1998 und ist täglich von 9–17 Uhr geöffnet.

Heinz Ludwig Arnold, geboren 1940 in Essen, lebt als freiberuflicher Publizist in Göttingen: seit 1963 Herausgeber der Zeitschrift für Literatur TEXT + KRITIK, seit 1978 des Kritischen Lexikons zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (KLG) und seit 1983 des Kritischen Lexikons zur fremdsprachigen Gegenwartsliteratur (KLfG). Seit 1995 Honorarprofessor an der Universität Göttingen. Zahlreiche Veröffentlichungen zur deutschen Literatur. Zuletzt erschienen: «Das erotische Kabinett» (Hg., 1997), «Blech getrommelt. Günter Grass in der Kritik» (Hg., 1997), «Die deutsche Literatur seit 1945». «Deutschstunden 1967–1971» (Hg., 1997), «Die deutsche Literatur seit 1945». «Unvollendete Geschichten 1972–1977» (Hg., 1998).

SPIRITUS RECTOR DES LITERARISCHEN SCHAUGESCHÄFTS

Über den Briefwechsel Hans Werner Richters

Hans Werner Richter war eine der schillerndsten Figuren des Literaturbetriebs der fünfziger und sechziger Jahre. In den zwanziger Jahren arbeitete er als Buchhändler, war zeitweilig Kommunist und geriet in die Illegalität, als die Nazis die Macht in Deutschland übernahmen. Danach arbeitete er wieder als Buchhändler und im Verlagswesen und wurde 1940 zur Wehrmacht eingezogen. Am Monte Cassino geriet er 1943 in amerikanische Kriegsgefangenschaft und wurde im berühmten amerikanischen Fort Kearny Redaktor an der «Zeitschrift deutscher Kriegsgefangener in den USA» mit dem Titel «Der Ruf».

Diese Arbeit war Voraussetzung und Start einer einzigartigen Karriere. Sie wurde gefördert von Richters Neigung zu freundschaftlicher Kumpanei, einer dosierbaren Bonhomie und einem öffentlichen Sendungsbewusstsein, das gemischt war aus literarischen, publizistischen und politischen Ambitionen. Auf all diesen Feldern war er eigentlich nie wirklich erfolgreich: Seine Romane waren literarische Durchschnittsware von anständiger Gesinnung; die Herausgaben der Zeitschriften «Ruf» und «Literatur» kamen über ein halbes Jahr nicht hinaus; als schreibender Publizist blieb er eher unauffällig; und seine politische Arbeit – ebenso undefiniert wie idealistisch einem vage definierten demokratischen Sozialismus anhängend – erschöpfte sich letztlich in zahlreichen, meist kurzlebigen Initiativen: dem Grünwalder Kreis, der Anti-Atombewegung, der Organisation einiger Resolutionen und Versammlungen mit Politikern, der Edition einiger Wahlkampfbroschüren und der Leitung eines literarisch-politischen Salons in Berlin.

Richter wurde zur herrscherlichen Figur des damaligen Literaturbetriebs erst durch die Mischung all dieser Aktivitäten, deren Schmierstoff eben sein Hang zur kumpantenhaften Verschworenheit und ein freilich erstaunliches diplomatisches Unschärfe-Talent war. Insofern war Hans Werner Richter auch der ideale *spiritus rector* und, wie sein Freund Walter Kolbenhoff es einmal formulierte: «Häuptling» der Gruppe 47, der so viele Schriftsteller von unterschiedlichstem Temperament über 20 Jahre

lang nach seinen Vorstellungen dirigieren konnte: den gewichtigsten Chorus der westdeutschen Nachkriegsliteratur.

Dieser historischen Leistung vor allem ist es zu verdanken, dass nun, vier Jahre nach seinem Tod, ein umfangreicher Band mit Briefen von und an Hans Werner Richter öffentliches Interesse beanspruchen darf. Er ist herausgegeben und mustergültig kommentiert von Sabine Cofalla¹.

Der Band enthält 415 von über 12 000 Überlieferungsträgern der Richterschen Korrespondenz aus den Jahren 1947 bis 1990, die, wie Cofalla anmerkt, meist aus Geschäfts- und Serienbriefen und wiederkehrenden Briefmustern besteht. Cofalla wählte Briefe aus den Jahren 1947 bis 1978 aus; deren interessantester Teil stammt aus den späten vierziger, den fünfziger und sechziger Jahren. Mit dem Ende der Gruppe 47 in den Jahren 1967/68 wird die Korrespondenz dünner und versiegt schliesslich.

Da war die Gruppe 47 ja auch auf dem Höhepunkt ihrer Wirksamkeit angekommen: geradezu eine Inkarnation des literarischen Schaugeschäfts der Bundesrepublik, in dem sich Kritiker, Lektoren, Verleger, Journalisten und auch alle jungen Schriftsteller tummelten, die Hans Werner Richter oder einer seiner beratenden Intimi aus der Gruppe für würdig einer literarischen Karriere befanden. Schon längst war sie nicht mehr jene Gruppe junger Nachkriegsschriftsteller, die bei aller Differenz einig war darin, gegen den Schwulst der Naziliteratur und die Innerlichkeitsten der Traditionalisten eine

¹ Hans Werner Richter, Briefe. Hg. Sabine Cofalla, Carl Hanser Verlag, München 1997.

neue, der deutschen Verbrechen eingedenke realistische und dann auch wieder moderne Literatur zu stellen. Nach der zweiten Tagung der gerade entstandenen Gruppe 47, am 26. November 1947, formulierte Richter in einem Brief an ein Mitglied der Gruppe deren literarisches und ästhetisches Credo: *«Wir sind nicht gegen innen, sondern gegen die Verinnerlichung. (...) Sie werden sofort feststellen, dass innerhalb unserer Gruppe keineswegs eine völlig einheitliche Meinung herrscht. Ich selbst halte solche weltanschaulichen Einheitsgebilde ja für vollkommen ungesund und lehne sie ab. Für mich ist die Literatur neben allem anderen auch eine Form des lebendigen Gesprächs und der immer wachgehaltenen Kritik von Mensch zu Mensch. Nach diesem Gesichtspunkt setzt sich auch die Gruppe 47 zusammen. (...) Es ist nun einmal so, dass jede neue literarische Entwicklung in Deutschland zuerst und vor allen Dingen einmal einer scharfen, gerechten und reinen Kritik bedarf. Das ist der Grundsatz, nach dem sich die Leute der Gruppe 47 zusammengefunden haben. Es geht dabei nicht darum, ob jemand Realist ist oder nicht, sondern im wesentlichen immer wieder um die Suche nach dem Ausdruck für das, was unserer Zeit immanent ist.»*

Exklusiver Literaturzirkel

Damit, und mit dem Glauben an diese Funktion, ging es ein paar Jahre gut. Doch schon 1953 verabschiedete sich Ernst Schnabel, der danach noch zu den Förderern gehörte, von der Gruppe. Er schrieb am 3. Juli 1953 an Richter, der ihn wieder zu einer Tagung eingeladen hatte: *«(...) nachdem die Entwicklung nun dahin gegangen ist, dass Herr Bächler einen Essay über Herrn Jens schreibt und Herr Jens einen über Heinrich Böll und dass Bächler lobt, weil Jens schlecht schreibt, und Jens engherzig nörgelt, weil er eifersüchtig ist auf Bölls wunderbares Buch, vertraue ich der Entwicklung der Gruppe sowieso nicht mehr recht. Aus irgendeinem mir unerfindlichen Grund wird mehr und mehr eine literarische Börse daraus, das scheint mir etwas sehr Schlimmes zu sein.»*

Richter hat nie etwas Schlimmes dabei gefunden, wie dieser Briefwechsel zeigt; im Gegenteil: Solcherart Betriebsamkeit kam seinem Temperament durchaus entge-

An Richter ist die Vermutung herangetragen worden, Gaston Salvatore, Hans-Peter Krüger und Lettau hätten die Störungen der Erlanger SDS-Studenten geplant. In seinem Brief unterscheidet Richter nochmals zwischen (Welt-)Revolution und linker Politik, die aber meist beide hinter der Lust der Literaten, über andere Literaten zu sprechen, zurücktreten müssen. Daher verrät ihm Richter ein Rezept seiner Gruppendiplomatie:

Was Gaston Salvatore auf einer Party bei Hans Werner Henze erzählt hat, ist natürlich bekannt, auch mit bekannt. Ich habe es aber nicht ernst genommen, oder besser, ich war nicht bereit dem nachzugehen. Grund? Ich bin zu oft mit solchen Erzählungen, Gerüchten und Nacherzählungen hereingefallen. Außerdem ist mir die Gruppe 47 zu schade, um sie durch irgendein Geschwätz zerstören zu lassen. Hätte ich auch nur einmal in den vergangenen zwanzig Jahren solchen Dingen nachgegeben, existierte sie nicht mehr. Darum habe ich geschwiegen, auch Hans Peter Krüger gegenüber, der gestern Abend bei mir war. Dieses Nichtwissenwollen ist eine Taktik, auch eine politische Taktik. Sie beruht auf langen Erfahrungen. Wie soll ich jemanden glauben, den ich nicht kenne, und warum soll ich an jemanden zweifeln, den ich schon viele Jahre kenne. Gaston Salvatore, der angegeben haben soll, er sei selbst in der Pulvermühle dabei gewesen, hat auf die Frage "Warum das alles?" geantwortet: "Es war unsere Pflicht gegenüber der Weltrevolution". Soll ich das ernst nehmen? Entschuldige, lieber Reinhard, das kann ich nicht. Es ist für mich schlicht albern. Ich habe keinen Grund anzunehmen, daß Du mir aus Pflicht gegenüber der Weltrevolution in den Hintern trittst, mit welchem Fuss auch immer. Das hieße die revolutionäre Pflicht am falschen Ort und sicherlich auch zur falschen Zeit überstrapazieren. Was Gaston Salvatore betrifft, so sollte er mit solchem Gerede etwas vorsichtiger sein, besonders als Weltrevolutionär - Revolutionäre schweigen und reden nicht - denn hundert Literaten und Literaturbegeisterte bilden ein sensibles Nervenetz, in dem jedes hineingeworfene Wort Kreise bildet, ständig wächst, und sich schließlich zu einem handfesten Skandal entwickeln kann. Sie sind, unter uns gesagt, doch alle intellektuelle Kaffeetanten, sie reden gern, sie stricken gern, sie schwätzen gern, am liebsten über den lieben nächsten Literaten.

Aus einem Brief von Hans Werner Richter an Reinhard Lettau, München-Pasing, Berlin-Grünwald, 31. März 1968. Quelle: Akademie der Künste, Berlin. Nachlass Reinhard Lettau. Exponat der Ausstellung «Protest! Literatur um 1968» im Deutschen Literaturarchiv in Marbach.

gen. Mit leichter Hand schrieb er vieles und über vieles in vielen Medien, arbeitete politisch in verschiedenen Initiativen und verdiente für die damalige Zeit gutes Geld. Mit Alfred Andersch geriet er in einen Disput; am 2. August 1954 schrieb ihm Andersch: *«Eines aber muss ich Dir ganz offen sagen: wenn Du die Arbeit des Hörspiel-Schreibens, des Nachtstudio- und Filmexposé-Schreibens als pure Neben- und Geldverdien-Arbeit neben Deiner eigentlichen Arbeit siehst, dann hör sofort damit auf! Eine solche Einstellung ist einfach falsch und verdirbt auf die Dauer den Charakter und das Talent. (...) Neben unserer künstlerischen Arbeit sollten wir natürlich für eine Gesellschaftsordnung kämpfen, die uns aus dem gegenwärtigen unwürdigen Zustand befreit. Aber die Arbeit geht vor. Wenn sie ankam, haben wir Glück gehabt, wenn nicht, so fühlen wir uns doch wenigstens*

glücklich, sobald wir uns vom Fetisch des Erfolgs befreit haben. Wir wissen doch sehr genau, wann uns ein Satz gelungen ist, und dieses Gefühl ist die Hauptsache. Scheiß auf das Publikum! (...) All diese Leute, die buchstäblich kein anderes Gesprächsthema haben, als ihre eigenen Arbeiten. (...) Sie laufen alle herum und wollen Kunstwerke vollbringen, aber sie haben kein einziges echtes Interesse an irgendetwas anderem auf der Welt, und deswegen werden sie es nie

schaffen. Ich finde das zum Kotzen. Da verkehre ich lieber mit Leuten, die von Kunst garnichts verstehen, sich aber in einer lebendigen Auseinandersetzung mit der Realität befinden.»

Und es klingt wie ein Kommentar zu diesem Brief, wenn er kurz darauf und bald nach Gründung der Zeitschrift «Akzente» an deren Herausgeber Walter Höllerer, der ihm einen Aufsatz geschickt hat, zugleich selbstkritisch und stolz auf die eigene literarische Spurensuche, und fast werbend schreibt: «Lieber Herr Höllerer, herzlichen Dank für *«Nach der Menschheitsdämmerung»*. Ihr Aufsatz hat mich veranlasst, den alten Pinthus aus meiner Bibliothek zu nehmen und alles noch einmal nachzulesen. Das ist viel. Und trotz Ihres Aufsatzes frage ich mich oft, hinkt unsere deutsche Nachkriegsliteratur nicht hinter der Zeit, der Wirklichkeit und, was schlimm ist, hinter dem Leben her. Ich habe immer den Eindruck des Hinkens, wenn ich auf dem Stuhl vor der Gruppe 47 sitze und ich habe ihn sogar bei der Bachmann, deren Gedichte ich schätze (und deren erster Entdecker ich ja bin, später gab es noch viele andere) und dieser Eindruck verlässt mich nicht. Es ist mir da noch zu viel Dämmerung (...).»

Solch kritische Einschätzung der literarischen Produktion seiner Gruppe 47-Schriftsteller ist rar und wurde wohl auch zweckdienlich eingesetzt. Denn auch mit Selbstkritik war Richter recht sparsam. Interessant in diesem Zusammenhang ist ein Brief von Walter Jens an Richter, in dem es wieder einmal um die Verschwendung des literarischen Talents von Richter geht. Wolfgang Hildesheimer hatte Richter einen langen Brief geschrieben, und mit Hildesheimer hatte Jens über Richter gesprochen – die freundschaftliche Kommunikation, in die dieser Briefwechsel die schönsten Einblicke gibt, funktionierte bestens. Er offenbart aber auch, mit welch kleinlichen und grosszügigen Haltungen die Zentralfiguren der Gruppe 47 sich damals gerierten – was auch einen Hinweis auf den exklusiven Charakter dieses Literatenzirkels erlaubt.

Politische Aufklärung

In einem Brief von Walter Jens an Richter Ende 1961 zeigt sich solche selbstverlie-

Mit leichter Hand schrieb er vieles und über vieles in vielen Medien, arbeitete politisch in verschiedenen Initiativen und verdiente für die damalige Zeit gutes Geld.

Nicht wenige Schriftsteller der jüngeren Generation schlugen sich auf die Seite der Kulturrebellen. Nicht zuletzt daran ist auch die Gruppe 47 gescheitert.

hene Exklusivität auf geradezu peinliche Weise – da geht es nur noch um das pfauenhafte Spreizen eines feuilletonistischen Erfolgsmenschen: «Als Dein Brief kam, hatte ich gerade lange Debatten mit Wolfgang Hildesheimer über Dich hinter mir, wir waren beide der Ansicht, ein Talent wie Deins dürfte einfach nicht in der Politik (...) zugrunde gehen. (...) Nun wirst Du sagen, so schlimm ist das alles nicht und eitel bin ich ganz gewiss nicht... dennoch, Hans, sind wir zunächst einmal eben doch Schriftsteller, und ich glaube, ich kann Deine Lage, die geändert werden sollte, nur zu gut verstehen. Mir gehts im Grunde nicht anders. Ich bin jetzt überall der grosse Literatur-Papst mit der raschelnden Tiara, jeder will einen Vortrag, jeder will das Chef-Orakel der deutschen Gegenwarts-Literatur hören ... und dabei komme ich zu einem Roman überhaupt nicht mehr. Aber auch das soll jetzt anders werden. Ich bin der Funktion des Sieburg-Nachfolgers überdrüssig.»

Dabei war das ja ein zentrales Thema der Richterschen Selbstbestimmung: Die alten Reaktionäre in Literatur und Politik sollten abgelöst werden und der neuen kritischen und politisch aufgeschlossenen Generation Platz machen. Es ging, wenn Richter Literatur sagte, nicht nur um Literatur, sondern um eine Literatur, die das gesellschaftliche Bewusstsein in Deutschland wachhielt – oder erst weckte. Es ging im platten Sinne um politische Aufklärung, und die war jedenfalls nur links zu haben – verständlich, wenn man den Mief der Restauration geatmet hatte, die von rechts installiert und beherrscht wurde. So nahm es nicht wunder, dass mit der Zeit Richter und einige seiner engsten Mitstreiter in der Sozialdemokratie Willy Brandts die hoffnungsvolle Zukunft der Bundesrepublik Deutschland sahen.

Doch bis dahin war der Weg noch weit. Es kam der Wechsel von Adenauer auf Erhard, es kam die Grosse Koalition, die wiederum die ausserparlamentarische Opposition hervorrief und mit ihr eine Generation, der die erfolgreich gewordene Literatur der Gruppe 47 nicht mehr genügte – mit deren engagiertem Reformismus hatte sie nichts im Sinn. Und nicht wenige Schriftsteller der jüngeren Generation aus der Gruppe 47 schlugen sich auf die Seite der Kulturrebellen. Nicht zuletzt daran ist auch die Gruppe 47 gescheitert.

Hans Werner Richter verlor damit sein wichtigstes Instrument. Er publizierte weiterhin, edierte und schrieb auch wieder selbst literarische Bücher – aber in jener wichtigen Rolle, die er fast bis zum Ende der sechziger Jahre auf der Bühne des bundesrepublikanischen Literaten-

und Intellektuellenbetriebs gespielt hatte, war er nie mehr zu sehen. Ausser nun, in diesem gewichtigen Briefband, aber gleichzeitig von der anderen Seite der Bühne. Und da wird vieles deutlicher, als es vor den Kulissen der Nachkriegszeit erschienen ist. ♦

Heinz Ludwig Arnold

ABGESÄNGE UND AUFBRÜCHE

1. Deutscher Schriftstellerkongress – Gruppe 47

Was nach fast zweijähriger komplizierter Vorbereitung durch den berufspraktisch orientierten Berliner «Schutzverband Deutscher Autoren» (SDA) und den von Kommunisten geleiteten «Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands» vom 4. bis 8. Oktober 1947 endlich stattgefunden hatte, war Geisterbeschwörung und Zukunftsträumerei: Der 1. Deutsche Schriftstellerkongress.

Als am letzten Tage des 1. Deutschen Schriftstellerkongresses nach dem Kriege seine 260 Teilnehmer die vielen Reden und Gegenreden Revue passieren liessen, die da in Berlin gehalten worden waren, berichtete der «unparteiische und unparteiliche Sozialist» Axel Eggebrecht dem Plenum, an welche «Augenblicke dieser Tage (...) wir aus dem Westen Hierhergekommenen am meisten und stärksten zurückdenken»: den «herrlichen Soldatenchorgesang» aus «sechzig glückstrahlenden Gesichtern (...) des einfachen Sowjetvolks»; den «Auftritt des Verlegers Ernst Rowohlt», weil der «auch über den Parteien steht und zwischen sämtlichen Stühlen sitzt»; und Johannes R. Bechers, des expressionistischen Autors und späteren DDR-Kulturministers mahnende Erinnerung an den Satz «errare humanum est» – womit das Recht des Einzelnen zu Tat und Irrtum sanktioniert sei.

Das war eine sentimentale Illusion.

Für seine Nachrednerin, die Schriftstellerin Lenka von Körber, war der Kongress gar «ein ungeheures Erlebnis», dessen «meisterhafte Führung» auch den «schwierigsten Problemen» ihren «richtigen Platz» angewiesen «und nicht zur Spaltung, sondern

zur Zusammenschliessung aller unserer Kräfte geführt» habe.

Das war bloss Propaganda.

Der 1. Deutsche Schriftstellerkongress

Der hehre Illusionismus, der die meisten Reden dieser Tagung durchzog, wurde mit dem Ende der Tagung offenbar: Die Amerikaner verboten, am letzten Tage des Kongresses, im Westsektor Berlins den Kulturbund; und weder der Zusammenschluss der «geistigen Kräfte» noch die von Johannes R. Becher in einer «stürmisch gefeierten» Rede geforderte «selbständige deutsche Haltung, die in einer nationalen Einheit Deutschlands ihren Ausdruck findet», hatte Zukunft, sondern deren Gegenteil: die Spaltung Deutschlands und seiner Kultur.

Und nicht einmal das angekündigte Protokoll des Kongresses konnte erscheinen. Erst 50 Jahre später, und auch nur weil nach dem Ende der DDR die Materialien offen zugänglich wurden, ist das voluminöse Protokoll dieser ersten und letzten grossen Zusammenkunft deutscher Autorinnen und Autoren aus Ost und West (mit Gästen aus Ländern der Alliierten-

Erster deutscher Schriftstellerkongress. 4.–8. Oktober 1947. Protokoll und Dokumente. Hg. von Ursula Reinhold, Dieter Schlenstedt und Horst Tanneberger, Aufbau Verlag, Berlin 1997.

Die Gruppe 47. Ein kritischer Grundriss. TEXT + KRITIK, zweite gründlich überarbeitete Auflage, edition text + kritik, München 1995.

Der Skorpion. Reprint. Mit einer Dokumentation zur Geschichte des «Skorpions» und einem Nachwort zur Geschichte der Gruppe 47. Wallstein Verlag, Göttingen 1991.

ten) erschienen: nostalgisches Relikt einer schon damals nicht mehr gültigen literarischen und politischen Repräsentanz.

Das belegen nicht nur die Themen, sondern vor allem die Sprache, mit der sie vorgetragen wurden. Da sollte *«das Wort wieder quellen aus den tiefsten Gründen der menschlichen Gestaltungskraft»*, der *«deutsche Autor»* solle *«zeigen, dass der Deutsche auch im Bettlerkleid noch Schätze besitzt, Schätze geistiger und seelischer Art, die es an den Tag zu heben gilt»*. Was da der Leiter des Volksbildungsamtes zur Begrüssung formulierte, setzte sich im Pathos der Schriftsteller fort. Da redete der hochgeschätzte Günther Weisenborn die *«Kameraden der Sprache»* an, die vor einer *«katalaunischen Schlacht der Sprache»* stünden – und brambasiierte zugleich von einer *«Sprache der bannenden Humanität»*, der *«Brüderschaft der Denkenden»* und der *«Springflut des Krieges»*, *«den furchtbarsten Jahren, die das alte Volk der Deutschen erlebte»*.

Und jene Völker, die von diesen Deutschen überfallen worden sind, deren Menschen sie ermordeten, vergewaltigten, schändeten? Das europäische Judentum, das die Deutschen vernichteten? Dazu findet sich in den vielen Reden so gut wie kein Wort – nur der Kommunist Hermann Duncker schlägt am dritten Konferenztag unter dem Beifall der meisten eine Antisemitismus-Resolution vor, die bekunde, *«dass die deutschen Schriftsteller den Antisemitismus als das furchtbarste Schandmal des Nazismus empfinden»*.

Doch beherrscht den Kongress eine Stimmung, die Weisenborn formulierte: *«Wir sind Deutsche, das heisst täglich tausendfach gepeinigte Menschen, und als solche brauchen wir die Hilfe der Welt.»*

Zum einen beherrscht diesen Kongress eine doch verkommene Sprache, jene Sprache, die Elisabeth Langgässer wirklichkeitsfern als die *«Heimat des Dichters»* bezeichnet, in der er als *«innerer Emigrant»* das *«Dritte Reich»* habe bestehen können. Als einzige antwortet Greta Kuckhoff, die Frau des hingerichteten Widerstandskämpfers Adam Kuckhoff, auf solche Mystifikation: *«Sie nahmen die Sprache als etwas, was für sich existiert, während sie ja in Wirklichkeit nur das Spiegelbild jener Wirklichkeit ist, in der wir leben.»*

Und zum anderen versteckt sich unter einer nicht minder geschwollenen Sprache

die kommunistische Ideologie – so wenn Alexander Dymshiz von der sowjetischen Militäradministration die versammelten Schriftsteller tadelt, weil die *«Literatur offensichtlich hinter dem rasch strömenden Leben zurück»* bleibe und den Rat gibt, das Schwert des Wortes zu ergreifen und auf die erforderliche *«heroische Arbeit»* mit *«heroischen Worten»* zu antworten – worauf Eva Richter-Schoch (Westzone) kritisch anmerkt, sie habe die *«schreckliche Ahnung gespürt, dass ein neuer Übermenschenschriftsteller konstruiert werden»* solle: *«politisch einwandfrei», «kämpferisch»*. *«Na ja, wenn ich die Augen schloss, habe ich manchmal gedacht, ich bin in der Hitlerzeit; denn das hat ja Hitler von seinen Dichtern auch verlangt.»* Worauf ihr das Wort entzogen wurde.

Viele drängte es, auf diesem Kongress zu reden, und die Kongressleitung hat den allgemeinen Redefluss ziemlich entschieden reguliert. In den meisten Grundsatzreferaten über die sogenannten *«Geistigen Fragen»* wie *«Schriftsteller und Gesellschaft»*, *«Schriftsteller und geistige Freiheit»*, über *«Sprachverwilderung»*, *«Forderung der Zeitnähe»* der Literatur oder *«Schriftsteller und Frieden»*, die von alten Repräsentanten der Literatur vorgetragen wurden, verschwanden die konkreten Probleme allerdings unter Pathos und Schwulst; die verdeckten den Riss, der den Kongress tatsächlich schon spaltete.

Nur zweimal blitzte die grundsätzliche ideologische Differenz dieses Kongresses sehr hell auf: Als der 26jährige Wolfgang Harich klar, deutlich und in parteilicher Entschiedenheit forderte, der Schriftsteller habe da *«staatsertreuend»* zu sein, wo der Staat *«das Konstruktive, Gute, Aufbauende, Fortschrittliche im Wachsen und Werden»* repräsentiere – also in der Sowjetunion; und als ein anderer Junger, der 27jährige amerikanische Publizist Melvin Lasky, von der Unterdrückung der Schriftsteller in der Sowjetunion sprach, von Zensur und totalitärer Diktatur und forderte: *«Der freie Schriftsteller in der wahren Demokratie ist kein Werkzeug der Regierung und der Diplomaten (...) Ein Schriftsteller darf seine Bücher und Artikel verkaufen, aber nicht sich selbst.»* Die *«stürmische Zustimmung»*, die Lasky zuteil wurde, und Laskys Charakterisierung als *«lebendiger Kriegsbrandstifter»* durch den sowjetischen Schriftsteller Valentin Katajew führt deut-

Dieser Kongress
hat weder
politisch überlebt
noch literarisch
irgendeinen
fortwirkenden
Impuls gegeben.
Er war blosse
Nostalgie, als
Aufbruch
drapiert.

licher als alle antiquierten Reden vor, wohin Reise ging: auf die Spaltung der Welt zu.

Dieser Kongress hat weder politisch überlebt noch literarisch irgendeinen fortwirkenden Impuls gegeben. Er war blosse und in seiner Darstellung falsche Repräsentation: Nostalgie, als Aufbruch drapiert.

Hans Werner Richter und ein anderes Treffen

Doch entspringt neue Literatur ja nie aus Repräsentationen, sondern wächst in deren Schatten. So kam auch der Impuls zu einer Erneuerung der deutschen Literatur – zur Eroberung ihrer zweiten Moderne, nachdem die erste durch die Nationalsozialisten so erbärmlich vernichtet worden war – im Grunde aus dem Widerspruch gegen eben jenes Alte, das der Berliner Kongress vom Oktober 1947 re-präsentierte.

Vier Wochen zuvor, am 6. und 7. September 1947, hatten sich sechzehn junge Publizisten und Schriftsteller auf Einladung von *Hans Werner Richter*, des, zusammen mit *Alfred Andersch* ehemaligen Herausgebers des «Ruf. Unabhängige Blätter der jungen Generation», zusammengesetzt, um einander Manuskripte für eine neue Zeitschrift, den «Skorpion», vorzulesen und kritisch zu besprechen. Zwar erschien diese neue Zeitschrift nie. Doch damals entstand, was unter dem Namen «Gruppe 47» zunehmend literarische Bedeutung gewann; bis sie selbst, als in ihr die meisten der wichtigsten neuen deutschen Schriftsteller versammelt waren, repräsentativ wurde für die neue deutsche Nachkriegsliteratur. Bald danach, seit 1968, kam sie zwar nicht mehr für jene paar Tage im Jahr zusammen, die damals das wichtigste literaturbetriebliche Ereignis neben der Frankfurter Buchmesse ausmachten. Aber sie durchwirkte auch später, und bis heute, als Netzwerk literarischer Freund- und Feindschaften den deutschen Literaturbetrieb – der Klagenfurter Bachmann-Preis und als simpelstes Derivat das «Literarische Quartett» sind noch ihre Wurmfortsätze.

Die jungen Leute der Gruppe 47 waren von Anfang an, und das lässt sich bereits dem «Ruf» ablesen, in dem die meisten schon schrieben, auf eine intellektuelle

(«geistige») und politische («parlamentarisch demokratische») Erneuerung Deutschlands aus, die in allem dem widersprach, was sich auf dem Berliner Kongress so spreizte und blähte: In Berlin wollte man an die Zeit vor 1933 anknüpfen – *Richters* Programm war gegenläufig, denn seiner Meinung nach hatten die intellektuellen Polemiken und Kämpfe der zwanziger Jahre «die intellektuelle Linke zerschlagen, bevor Hitler sie zerschlug». Aus dieser Erfahrung bezog *Richter* sein politisches Bildungsprogramm. Er wollte, wie er 1966 in einem Brief formulierte, einen «weltzugewandten, politisch (nicht parteipolitisch) engagierten Schriftsteller». Seine Gruppe 47 war immer eine «pädagogische Arbeit»: «Deshalb bestimmte Formen der Kritik, des Ertragens der Kritik und der immer geübten Achtung der Meinung und des Könnens der anderen.»

Also keine Grundsatzdebatten, weder politische noch ästhetische; sondern die handwerkliche («sachliche») Kritik von Texten, nicht von Personen, auch nicht von Programmen. Als dann die Wertungen (Daumen rauf, Daumen runter) die handwerkliche Arbeit am Text überwog, wurde die Gruppe 47 zum Handelsplatz für Lektoren, Verleger und Redaktoren. Und *Richters* pädagogisches Programm war am Ende.

Richter wollte von Anfang an neue und junge Autoren in seiner Gruppe haben, immer wieder. Gegenüber den alten Schriftstellern hatte er Vorbehalte – auch gegenüber den meisten älteren, die aus dem Exil heimkamen. Sie sprachen eine andere Sprache, passten nicht zu dem Ton, der in der Gruppe herrschte: offen und burschikos. Und sie hatten andere Vorstellungen vom Dichter- bzw. Schriftstellerberuf. Und wer heute das Protokoll vom Berliner Kongress liest, weiss, dass *Richter* damit recht hatte.

Auch darin, was sich als «naturalistisch-realistisches Literaturprogramm», als anfänglich «schlichte Ästhetik» (*Martin Walser*) der Gruppe 47 herausbildete: keine Schöngestelei (jene «Kalligraphie», die schon *Gustav René Hocke* im «Ruf» attackiert hatte), sondern eine nüchterne, klare und der erfahrenen Wirklichkeit nahe Sprache sollte die neue Literatur haben. *Wolfdietrich Schnurre*s und *Heinrich Böll*s frühe Geschichten gaben dafür die Muster

In Berlin wollte man an die Zeit vor 1933 anknüpfen – Richters

Programm war gegenläufig, denn seiner Meinung nach hatten die intellektuellen Polemiken und Kämpfe der zwanziger Jahre «die intellektuelle Linke zerschlagen, bevor Hitler sie zerschlug».

ab. Aber die meisten jener Schriftsteller, die damals den Ton in der Gruppe angaben mit ihren realistischen Romanen und Erzählungen, sind heute vergessen. Auch der Preis der Gruppe 47, der seit 1950 erst jährlich, dann nur noch nach *Richters* Entscheidung vergeben wurde, erhielten freilich nie jene biedereren «alten» Realisten, sondern *Günter Eich* und *Ingeborg Bachmann* für ihre Gedichte, *Ilse Aichinger* für eine surrealistische Geschichte, *Heinrich Böll* und *Martin Walser* für eher satirisch-surreale Erzählungen und neben anderen *Günter Grass* 1958 für die Lektüre aus dem Manuskript der «Blechtrommel».

Ab Anfang der fünfziger Jahre und seither verstärkt wirkten nämlich in die Öffentlichkeit von Publikum und Kritik die neuen literarischen Töne, die den Realismus transformierten in die unterschiedlichen Stilrichtungen vor allem einer moderaten Moderne und einer in der Gruppe freilich nie heimisch gewordenen radikal experimentellen Literatur (etwa *Helmut Heissenbüttels*).

Und gegen Ende das Jahrzehnts waren die Hauptbücher der neuen deutschen Literatur erschienen: *Hans Magnus Enzensbergers* Gedichte «verteidigung der wölfe» (1957) und «landessprache» (1960), *Günter Grass'* «Blechtrommel» (1959), *Uwe Johnsons* «Mutmassungen über Jakob» (1959) und *Martin Walsers* Roman «Halbzeit» (1960) – und, notabene, ausserhalb der Gruppe 47 das bedeutende Frühwerk *Arno Schmidts* und die drei Romane *Wolfgang Koeppens*.

Diese mittlere Generation nach *Richter*, *Kolbenhoff* und dem jüngeren *Böll*, jene der *Grass*, *Walser*, *Enzensberger*, *Bachmann*, *Aichinger*, *Peter Weiss* und *Uwe Johnson* hat die Gruppe 47 über die Grenzen Deutschlands hinaus berühmt gemacht und stand zeitweise, als nonkonformistische geistige Opposition, gegen die restaurativen Tendenzen der alten *Adenauer*-Republik; Schriftsteller dieser Generation haben sich erstmals in die aktuelle Politik eingemischt, sie haben sich während der sechziger Jahre für einen Machtwechsel eingesetzt, der aber erst 1969, nach dem Ende der Gruppe 47 erfolgte.

Als die Gruppe 47 so sang- und klanglos aufhörte, wie sie begonnen hat, gab es freilich schon jene Grosse Koalition von 1966, an deren Macht zwar auch die SPD

Die aus dem Exil
heimkamen,
sprachen eine
andere Sprache,
passten nicht zu
dem Ton, der in
der Gruppe
herrschte: offen
und burschikos.

teilhatte, gegen die sich aber eine ausserparlamentarische Opposition formierte, deren kulturrevolutionärem Wirken letztlich auch die Gruppe 47 zum Opfer fiel. Sie wurde damals nämlich von Mitgliedern einer dritten Schriftstellergeneration nicht nur literarisch und ästhetisch (wie durch *Peter Handke* 1966), sondern auch politisch in Frage gestellt: *Reinhard Lettau*, *Erich Fried*, *Peter Schneider* wollten die Gruppe verändern, *Fried* schlug gar vor, nicht *Richter* müsse ja immer ihr «Chef» sein (was der ihm nie vergessen hat). Schon Jahre zuvor wollte *Martin Walser* die Gruppe «sozialisieren», d.h. öffnen für viele junge Autoren; und der kulturrevolutionäre Lautsprecher der jungen Rebellen, *Hans Magnus Enzensberger*, setzte 1968 (im «Kursbuch») mehr auf «Faktographien als auf Schelmenromane», mehr auf «Agitationsmodelle als auf einen experimentellen Text». In diesem Jahr wurde die letzte geplante Tagung der Gruppe 47, die *Richter* in Prag abhalten wollte, durch den Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts in die Tschechoslowakei verhindert.

Richter, der seine Gruppentagungen immer als private Festveranstaltungen gesehen hatte, von denen freilich zunehmend eine starke Öffentlichkeitswirkung ausging, hat einmal gesagt, er habe seine eigenen literarischen Interessen stets zugunsten seiner Arbeit für die Gruppe 47 zurückgestellt. Das mag auch eine nachträgliche Rationalisierung sein; denn tatsächlich fielen seine Texte dreimal bei Gruppen-Lesungen durch. Aber als Chef der Gruppe war er ja auch wichtiger (und besser) denn als Schriftsteller. Er hat die Gruppe 47, diese «Rasselbande» (*Thomas Mann*) als «genialer Zusammenhalter» (*Wolfgang Hildesheimer*) gut durch ihre Zeiten geführt: als respektierter Bändiger der unterschiedlichsten Temperamente, als strenger, aber doch auch wieder moderater Moderator, als Meister der Un-Schärfe, der «mit allen konnte» (*Walter Kolbenhoff*) – und bis zu seinem Tode als Legenden-erzähler über die Gruppe 47.

Aber auch jene, die zu ihr gehörten, erzählen heute fast nur noch freundliche Legenden: weil sie zu den Auserwählten *Hans Werner Richters* gehörten, die teilnehmen durften am exquisitesten Literaturbetrieb der fünfziger und sechziger Jahre. ♦

Rüdiger Görner,

geboren 1957 in Rottweil am Neckar, lebt seit 1981 in London. Professor Neuere Deutsche Literatur und Kulturgeschichte an der Aston University, Birmingham (bis 1991 an der University of Surrey). Schriftsteller und Kritiker. Jüngste Buchveröffentlichungen: «Hölderlins Mitte» (1993). «Goethe. Wissen und Entsagen aus Kunst» (1995). «Grenzgänger. Dichter und Denker im Dazwischen» (1996). «Die Kunst des Absurden» (1996). «Einheit aus Vielfalt. Föderalismus als politische Lebensform» (1997). «Wortwege. Zugänge zur spätmodernen Literatur» (1997). «Streifzüge durch die englische Literatur» (1998).

BILDER EINER GRUPPE

Toni Richters Porträt der Gruppe 47 in Bildern und Texten

Viel Mythos, viel Ehr'. Selbstverklärung gehört zum Metier der Kunst; Leser, Betrachter und Hörer haben sich in Ergriffenheit zu üben, die auch Massstab für die Kritik zu sein hat. Trümmer, Kahlschlag, Blechdosenbewusstsein eignen sich nach landläufiger Meinung nicht für Stilisierungen. Weit gefehlt. Die Ruine ist eine beliebte Mythe, die Trümmerfrau gilt als letzte Kriemhilde, der Kahlschlag als Sprachreinigung, die Blechdose als Legendenbehälter.

Die Gruppe 47 kam der Währungsreform in den Westzonen zuvor. Ein literarischer Glücksfall sondergleichen. Man traf sich an idyllisch-würdigen Orten zur alljährlichen geistigen Frischzellenbehandlung. Einmal wollte man zu hoch hinaus und ging nach Princeton (1966). Dieser Ausflug ins Weltbürgerliche bekam den Literaten schlecht; sie waren an Utting am Ammersee gewöhnt, an die Laufenmühle bei Schorndorff, an Bebenhausen und Saulgau. In Princeton also trat auf Peter Handke und spielte auf Kosten der Gruppe Rebell und meinte (Originalton): «Man sagt zwar, man wisse, was man nicht mehr schreiben dürfe, nicht, und man beschränkt sich nun auf diese gegenständliche Prosa. Und man schreibt also Sachen, die beschreiben nur Gegenstände. Man weiss zwar, was man schreiben darf als Wiederholer, aber man weiss nicht, was man schreiben soll, nicht? Das ist, glaube ich, das Grundproblem dieser ... dieser ganz dummen und läppischen Prosa.» Zwar pflegte die Gruppe 47 die Kritik; vorgesehen war sie aber nur, um vorgelesene Texte zerpfückend zu bewerten. Kritik dieser Art, so holprig sie auch formuliert gewesen war, hatten Hans Werner Richters ungeschriebene Statuten der Gruppe nicht vorgesehen.

Inzwischen gehört die nachträgliche Kritik an der Gruppe 47 zum guten neu-deutschen Feuilleton-Ton, der in schrillen Höhen der sogenannten «Gesinnungsästhetik» den Garaus zu machen vorgibt und dabei selbst «Gesinnung» schafft. So meldete sich anlässlich seines siebzigsten Geburtstages Günter Grass in einschlägiger

Sache zu Wort und erklärte, dass auch ihn die «Kahlschlagprosa» (Wolfgang Weyrauch) gestört habe. Den üppigen Reichtum der deutschen Sprache habe er sich nicht durch die Gruppe verbieten lassen. Blumig, würzig, sinnlich sei diese Sprache (wer wollte das bestreiten!), und Schreibende, so Grass weiter, die dergleichen verschmähten und Sprachdiät übten, um die nazistische Verhöhnung des Deutschen zu korrigieren, räumten dem Hitlerismus auf diese indirekte Weise zu viel Einfluss auf die Sprachentwicklung ein. Sprach Grass, derselbe, der noch nach 1989 die Mauer als Strafe für die Verbrechen des Hitlerismus verteidigte. Der Gerechtigkeit halber sei hinzugefügt, dass wir Grass die gelungenste Kritik an der Gruppe 47 in Gestalt einer allegorischen Erzählung («Das Treffen in Telgte») verdanken, in der sich das Sprachreinigungsbedürfnis der meisten Teilnehmer seinerseits als ein sprachschöpferischer Akt und damit wirklichkeitsgetreuer dargestellt findet. Ohnehin war dieser Aspekt der Gruppe 47 durchaus zeittypisch gewesen. Unter linken politischen Vorzeichen hatte Rudolf Leonhard auf dem 1. deutschen Schriftstellerkongress 1947 in Berlin ein ähnlich sprachpuristisches Programm vorgelegt, wobei er wie die Gruppe 47 durchaus in der Tradition eines Karl Kraus stand.

Blättert man durch diesen Photo- und Dokumentationsband Toni Richters, dann vergeht einem jedoch die Lust auf frivole Kommentare zu diesen Veranstaltungen sehr rasch; und nimmt man sich dazu noch die Texte vor, die Hans A. Neunzig in seinem «Lesebuch der Gruppe 47» versammelt

hat, dann bleibt einem wenig anderes übrig als – Dankbarkeit dafür, dass dergleichen möglich gewesen ist, eine solche Symbiose aus Schaffen und Kritik. Dass es dabei auch zu Beispielen krassen Missverstehens kommen konnte, belegt die Tagung in Niendorf (1952), als ein gewisser *Paul Celan* in Erscheinung trat und für seinen «*hohen Ton*» kein Gehör fand. Und doch konnte mit *Hans Werner Richters* Fürsprache «Mohn und Gedächtnis» im folgenden Jahr an prominenter Stelle erscheinen.

Nein, wir Nachgeborenen haben keinen Grund, diese Gruppe 47 vorlaut zu ver-

Toni Richter, «Die Gruppe 47 in Bildern und Texten», Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1997.

unglimpfen. Denn ihr Engagement für die Sache der Literatur ist beispiellos geblieben, auch wenn man sich über die Methoden der Literaturbeurteilung bei den Tagungen der Gruppe streiten kann. («*Pöbelhaft*» nannte sie *Thomas Mann* aus kultivierter Zürcher Distanz!) Die Gruppe 47 darf nicht mit «der» Nachkriegsliteratur gleichgesetzt werden, auch wenn ihre hervorragendsten Vertreter sich willig Jahr um Jahr von *Hans Werner Richter* zu streitbarer Runde versammeln liessen. Und warum unterwarfen sie sich diesem Ritual? Weil sie lernen und sich als Schriftsteller konsequenter als andere dem Wort stellen wollten. ♦

TITELBILD

VISIONÄRE SCHWEIZER ARCHITEKTUR DES 20. JAHRHUNDERTS

Siedlung Halen, Stuckishaus bei Bern, 1954–1961

Architekt: Atelier 5, Bern



*Siedlung Halen, Stuckishaus bei Bern, 1954–1961.
Architekt: Atelier 5, Bern.
Photo: René Furer, Benglen.*

Als kompakte, gegen die Zersiedelung der Landschaft gerichtete Bebauung ist die Siedlung Halen des Ateliers 5 in Stuckishaus konzipiert, die Anfang der sechziger Jahre international Aufsehen erregte.

Hier suchte man Einfamilienhäuser mit einer ökonomischen Konzentration

der technischen und kollektiven Einrichtungen zu verbinden, ohne die private Sphäre im einzelnen Haus zu tangieren. Auf einem gegen Süden geneigten Hang in ländlicher Umgebung liegen 81 Einheiten, deren verschiedene Typen teilweise durch die Wünsche der Bewohner bestimmt wurden. Ein Laden, eine Tankstelle und ein Restaurant gehören ebenso zur Siedlungsplanung wie Strassen, Wege, Plätze, Schwimmbad und Spielräume. Jedes Haus besitzt einen Anteil an den gemeinschaftlichen Anlagen. Es war für die Verbindung von Allein- und Miteigentum juristische Pionierarbeit nötig, da damals in der Schweiz noch kein Gesetz zur Regelung des Stockwerkeigentums bestand.

Die Konzeption der schmalen Häuser hätte sich gut für Vorfabrikation geeignet was die damaligen Produktionsbedingungen jedoch nicht erlaubten. Mit den langen, schmalen Parzellen, «ausgesparten Gässchen und dem «Dorfplatz» im Zentrum (siehe Photo) gemahnt der Plan der Siedlung einerseits an die mittelalterliche Zähringer Gründungsstädte, welche die Architekten kannten, ist andererseits aber auch im Zusammenhang zu sehen mit Projekten von *Le Corbusier*, etwa dem für Sain Baume (1948) oder für Cap-Martin (1949).

Die Ausstellung über das Atelier 5 fand 1986 im Architekturmuseum statt.

ULRIKE JEHL-SCHULTE STRATHAU

Das Architekturmuseum Basel stellt in wechselnden Ausstellungen internationale und schweizerische Architektur aus und versteht sich als Vermittler von architektonischen Fragen im weitesten Sinn. Nicht nur für Fachleute, sondern für ein breites, interessiertes Publikum. Unter dem Motto «Visionäre Schweizer Architektur des 20. Jahrhunderts» gestaltet die Direktorin *Ulrike Jehle-Schulte Strathaus* aus den Beständen des Museums die 10 Titelblätter der «Schweizer Monatshefte» im Jahr 1998. Auf jedem Titelblatt wird ein wichtiges Werk der schweizerischen Architektur des 20. Jahrhunderts zu sehen sein, mit dem ein neuer, nicht selten revolutionärer Akzent in der Entwicklung des Bauens gesetzt wurde.

Karl-Markus Gauss, geboren 1954, lebt als Essayist, Kritiker und Herausgeber der Zeitschrift «Literatur und Kritik» in Salzburg. Seine Kritiken erscheinen regelmässig u.a. in der Wiener «Presse» und in der «Neuen Zürcher Zeitung». Zuletzt erschienen von ihm die Essay-Bände «Das Europäische Alphabet», für das er den Charles-Veillon-Preis erhielt, und «Ins unentdeckte Österreich» im Zsolnay-Verlag, Wien.

«WIR BEFANDEN UNS UNTER WILDEN»

Der deutsch-amerikanische Schriftsteller Reinhard Lettau

Keine tausend Seiten werden nötig sein, alles zu publizieren, was Reinhard Lettau verfasste und gelten liess. Ein lächerlich geringer Umfang, zumal für einen deutschen Schriftsteller, verjüngt sich doch gerade die deutsche Literatur periodisch immer wieder in Originalgenies, die schon ihr Debüt keineswegs unter 600 Seiten hinzulegen bereit sind. Unter so vielen Kraftlackeln mit ihren gut durchgeschwitzten Büchern mutet ein Autor um so fremder an, der sein Werk über vierzig Jahre hin schlank zu halten und die Spuren der Mühe, die es bereitet hatte, gewissenhaft zu tilgen verstand.

Wie listig und witzig Lettau schrieb, das kann jetzt in einer Sammlung bestaunt werden, die «Alle Geschichten» des Autors vereint. Mit einem zweiten Band, der im nächsten Jahr folgen und die Aufsätze, Essays und Gedichte des verschmitzten Aufklärers sammeln soll, ist damit auch schon das Gesamtwerk eines Schriftstellers erfasst, der einmal mit Understatement von sich sagte: «*Unter der Voraussetzung, dass mir im Moment gar nichts einfiel, was ich besser fand als Schreiben, schrieb ich, aber nur dann, also selten und dazu noch langsam.*» In Reinhard Lettau, der 1929 in Erfurt geboren wurde und 1996 starb, gerade als er nach jahrzehntelanger beruflicher Tätigkeit in den USA nach Hause zurückgekehrt war, ist kein muskulöser Athlet der deutschen Literatur zu entdecken, aber ein gewitzter Miniaturist, der literarisch wie politisch stets ein ungebeugter Aussenseiter blieb.

Lettaus erstes, von Kritik und Leserschaft begeistert aufgenommenes Buch erschien 1962, und die Sammlung von 21 Prosastücken unter dem Titel «Schwierigkeiten beim Häuserbauen» umfasste keine hundert Seiten. Seine letzte Veröffentlichung zu Lebzeiten, der Roman «Flucht vor Gästen», blieb 1994 wiederum unter hundert Seiten und musste von der Kritik schon als skurriles Meisterstück eines Autors gewürdigt werden, der seiner Leserschaft fast abhanden gekommen war. Denn zwischen dem schmalen Debüt und dem schmalen Abgesang sind gerade acht Bücher erschienen, und der anfangs

vielbeachtete Autor war in der Zwischenzeit immer nur zu Besuch nach Deutschland gekommen. Wiewohl er als einer der intellektuellen Wortführer der ausserparlamentarischen Opposition in Deutschland galt, war Lettau seit 1957 amerikanischer Staatsbürger gewesen. Zuerst als Student, später als Teaching Assistant und seit 1967 als Professor für Germanistik lebte er in Kalifornien, wo ihm sein unbequemer Hang zum Widerspruch beruflich zwar nicht eben nützte, aber andererseits die akademische Karriere auch nicht verhinderte.

Lettau war ein Ästhet, der sich in formaler Strenge übte und an raffiniert gebauten Sätzen feilte. Dass er zugleich bei der universitären Revolte der sechziger Jahre eine wichtige Rolle spielte, hat ihn nicht dazu verleitet, Politik und Kunst nach dem voluntaristischen Brauch jener Zeit einfach kurzzuschliessen. Im Unterschied von so vielen hat er sorgsam darauf geachtet, die Literatur politisch nicht zu überfrachten, nicht mit frommen Botschaften und nicht mit romantischen Hoffnungen; auch verwechselte er die Politik nicht mit einem ästhetischen Aktionismus, so wie er sich damals all die zeitgemässen Parolen schuf, die noch heute ins Leere sirren. «*Kunst ist Leben*» lautete eine von ihnen, die jedoch weder die Kunst populär oder unmittelbar wirksam noch das Leben besser oder gar zur ästhetischen Angelegenheit zu machen vermochte. Nicht der sozialistischen Utopie, wie sie glaubten, sondern der kapitalistischen Kulturin-

Reinhard Lettau, «Alle Geschichten». Carl Hanser Verlag, München 1998.

dustrie haben jene damals das unbedachte Wort geredet, die von der Durchflutung aller gesellschaftlichen Bereiche mit «Kultur» und «Kunst» schwadronierten. Heute, da in Kunst wie Kultur die Beliebigkeit herrscht, auf dass jeder Konsument im grossen Warenhaus das Seine finde, hat sich erwiesen, dass mit dem Pathos der Befreiung vornehmlich der Freiheit des ungehemmten Kommerzes der Boden bereitet wurde.

Zwischen Slapstick und Philosophie

Von seinem Erstling an perfektionierte Lettau in der Literatur ein literarisches Verfahren, das tauglich ist, Gewohnheiten der Wahrnehmung zu stören, zu irritieren. Meist setzt er sich eine recht alltägliche Ausgangssituation vor, um sodann einen befremdlichen Gedanken konsequent zu Ende zu denken oder eine verfängliche Handlung in alle nur erdenklichen Folgerungen hinein fortzuspinnen. Schon in der ersten Geschichte des ersten Buches ist der ganze Lettau virtuos enthalten. Drei Freunde erwerben eine Kutsche, doch sie schaffen es nicht, mit ihr eine Ausfahrt zu machen; Demokraten von edelstem Respekt vor «der Ebenbürtigkeit» der Menschen, «mag keiner den anderen, jeder sich selbst erniedrigt sehen», und so sind sie im fortwährenden Streit darüber gefangen, wer von ihnen den anderen als Kutscher dienen und auf dem Bock Platz nehmen soll. «Die Ausfahrt», so der Titel der Geschichte, klappt erst, als sich zwei der Kutschenbesitzer als Diener verkleiden und den dritten, der auf dem Bock als Kutscher in eigener Sache sitzt, auf den Trittbrettern stehend begleiten: «Passanten, die das vornehme Gefährt vorbeifahren sahen, wollte ein Blick ins Innere der Kutsche nie gelingen. Es war dem Anblick der Menge durch dichte Seidenvorhänge entzogen.»

Wie so oft bei Lettau gerät die Szene zwischen Slapstick und philosophischem Kommentar, und gerade so kann man die meisten seiner Erzählwerke lesen: erfreut über die Verschrobenheit, mit der hier der Alltag als ein monströser kenntlich gemacht wird, angeregt von den hintersinnigen Gedanken, die sich wie nebenhin in den so harmlos sich gebenden Geschichten einstellen, bestens unterhalten von einem Autor, der die unverdächtigen Konstellationen gerade wegen deren horrenden Verwicklungen liebt, die er ihnen abgewinnen kann.

Nicht der
sozialistischen
Utopie, wie sie
glaubten,
sondern der
kapitalistischen
Kulturindustrie
haben jene
damals das
unbedachte Wort
geredet,
die von der
Durchflutung aller
gesellschaft-
lichen Bereiche
mit «Kultur»
und «Kunst»
schwadronierten.

tionen gerade wegen deren horrenden Verwicklungen liebt, die er ihnen abgewinnen kann.

Ein einziges Buch Lettaus bezweckte unmittelbar Politisches, und dieses Buch hat er aus dem Zusammenhang seiner literarischen Prosa herausgenommen. Es erschien 1971, hiess «Täglicher Faschismus. Amerikanische Evidenz in 6 Monaten» und wertete über ein halbes Jahr lang die systematische Lektüre amerikanischer Tageszeitungen aus, was ein Regime über sich mitzuteilen hat und was es mit welchen Strategien zu verbergen weiss. Lettau, der 1953 als Student in die USA gekommen war, suchte dem neuen Land seine Liebe von allem Anfang an in Gestalt der heftigsten Kritik zu beweisen. 1967, während eines längeren Aufenthalts in Berlin, trat er als Redner bei Demonstrationen gegen den Besuch des amerikanischen Vizepräsidenten in Deutschland auf; seine Kritik am Vietnamkrieg und der «Servilität der deutschen Presse» war so rigoros, dass er, der gebürtige Deutsche, aus Rücksicht auf den grossen amerikanischen Bruder aus Deutschland ausgewiesen wurde. Aber die Deutschen suchten schon damals amerikanischer als die Amerikaner zu sein; denn, zurückgekehrt an seine kalifornische Universität, wurde Lettau, der Kritiker des Vietnam-Krieges, dort zum ordentlichen Universitätsprofessor befördert.

Im selben Jahr erschien in Deutschland Lettaus «Handbuch» über «Die Gruppe 47», der er selber angehört hatte und die er zugleich literarhistorisch zu deuten suchte. Auch in der Erinnerung rühmte Lettau die heilsame Rücksichtslosigkeit, die die Kritik innerhalb der Gruppe bestimmte, so dass jeder Teilnehmer der Tagungen seinen Anspruch darauf hatte, mitsamt seinen literarischen Stärken und Schwächen ernstgenommen zu werden. 1966 kam der Bruch, als Peter Weiss, Hans Magnus Enzensberger und Reinhard Lettau ein stillschweigendes Gebot verletzten, nämlich als Mitglieder der Gruppe niemals mit unmittelbar politischen Stellungnahmen an die Öffentlichkeit zu treten. Lettau wurde in der Folge zu den Tagungen der Gruppe nicht mehr eingeladen und hat sich noch kurz vor seinem Tod darüber amüsiert gezeigt, dass er, der amerikanische Professor, just in Deutschland als Kommunist galt.

An bisweilen sarkastischer Kritik an den USA hat er es allerdings nie mangeln lassen. Berühmt wurden etwa die «Frühstücksgespräche in Miami», in denen er 1971 etliche südamerikanische Caudillos, die als Putschisten ihr Land nach einem Nachfolgeputsch verlassen mussten, in Miami zusammenführt. Der Unsinn, den die abgehalfterten Diktatoren tee- und rumtrinkend dabei reden, kippt oft unfreiwillig ins Tiefsinnige, wenn sie etwa über die Vergänglichkeit der irdischen Macht schwätzen, oder ins Entlarvende, wenn einer von ihnen nebenhin eingesteht, dass sein Staatsstreich vom Pentagon schon öffentlich anerkannt wurde, noch bevor er ihn tatsächlich durchgeführt hatte.

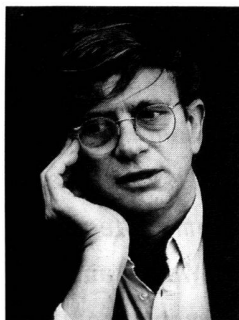
Amerikanische Liberalität...

Bei aller vehementen Kritik am Vietnamkrieg, am Rassismus oder an der politischen Unterstützung von beflissenen Despoten der Dritten Welt hat Lettau amerikanische Traditionen der Liberalität, des Bürgersinns, der Toleranz, der zivilen Gesittung durchaus gerühmt. In einem seiner letzten Interviews, das er 1996 mit «form. Zeitschrift für Gestaltung» führte, sollte er insbesondere die Zivilcourage, die Widerständigkeit des amerikanischen Bürgertums rühmen und mit der immerhin schon zwei Jahrhunderte zurückliegenden Revolution in Verbindung bringen: *«Ich glaube, wenn ein Land einmal eine Revolution gemacht hat, dann hat es wohl für ein paar hundert Jahre ein selbstbewussteres Volk.»*

Als Lettau 1991 nach seiner Emeritierung in San Diego nach Deutschland zurückkehrte, fand er dort seine alten Feinde nicht wieder. Dass es in Deutschland kein Bürgertum mehr gebe, klagte er, der in den Zeitungen Axel Springers einst als Bürgerschreck vorgeführt worden war; und Deutschland erschien ihm jetzt, da er die USA für immer verlassen hatte, auf so rohe und vollständige Weise amerikanisiert, dass es ihm, gegenüber dem guten alten Amerika mit seinen zivilen Traditionen, geradezu die neue Welt, den Kollaps der Moderne repräsentierte.

... und deutscher Alltag

In seinem letzten Buch, dem köstlichen kleinen Roman «Flucht vor Gästen», und



Reinhard Lettau,
1929–1996.
Photo: Isolde Ohlbaum.

Aus einem Redetyposkript Reinhard Lettaus «Von der Servilität der Presse». Quelle: Akademie der Künste, Berlin. Nachlass Reinhard Lettau. Exponat der Ausstellung «Protest! Literatur um 1968» im Deutschen Literaturarchiv, Marbach.

Am 19. April 1968 spricht er im Auditorium Maximum der Freien Universität Berlin «Von der Servilität der Presse»; zu der Informationsveranstaltung des AstA sind 2000 Studenten gekommen:

in vielen Interviews nach der Rückkehr hat Lettau über die umfassende Barbarisierung im neuen Deutschland witzige Klage geführt. Sein flammender Zorn entzündete sich gerade an den kleinen Dingen, die ihm ein Zeichen für die grosse Umwälzung waren: dass auf den Strassen die Passanten einander nicht mehr ausweichen, sondern sich gegenseitig anrempeln, zur Seite stossen, umrennen; dass die Besucher zu essen beginnen, bevor der Gastgeber, der das Essen aufträgt, Platz genommen hat; dass sich die Leute mitten im Gespräch umdrehen, um jemand anderem etwas zuzurufen, und sie einander fortwährend ins Wort fallen; dass die Menschen gekleidet sind, als wären sie dem Versandhauskatalog entsprungen, und sich in Aussehen, Auftreten und, ja: Benehmen, allenthalben das Grelle, Auffallende, Laute durchgesetzt habe...

In Amerika war über die Jahre eine eigentümliche «Sehnsucht nach Deutschland» in ihm gewachsen. Lettau hatte stets geglaubt, es wäre inmitten der mobilen, sich ständig modernisierenden Welt Amerikas die Sehnsucht nach der weltgeschichtlichen Provinz, dem europäischen Rhythmus, dem langsameren Leben gewesen. Zurückgekehrt findet er das Land der Sehnsucht jedoch so gründlich verändert vor, dass ihn im thüringischen Dorf die Sehnsucht nach der Ruhe, der Höflichkeit der amerikanischen Städte umfängt: *«Die Parole hier lautet: Platz da! Alles muss weg. Man ist modern – schon wenn ich das Wort höre, wird mir übel... Ich halte Deutschland für ein Land, in dem das Neue fetischisiert wird. Ich fordere ein Moratorium für das Neue.»*

Was dieser Protagonist der universitären Revolte von 1968 im Deutschland der

In der ganzen Welt, ausser in Westberlin, weiss man, dass die hiesige Presse polizeihörig und servil ist und im Zweifelsfall immer auf der Seite der Autorität steht, anstatt, wie jede andere demokratische Presse, ihrer Verantwortung nachzukommen, die darin bestünde, jede Autorität immer und überall und unentwegt in Frage zu stellen und zu kontrollieren. [Nicht nur wurden von der Westberliner Presse die Verlautbarungen des Polizeipräsidenten als unbezweifelbare Wahrheiten weiterverbreitet (statt dass man sie zumindest durch den Hinweis relativiert hätte, dass es sich um Angaben handele) – auch, als sich herausstellte, dass sie unwahr waren, hat keine Westberliner Zeitung diese Verlautbarungen dementiert, von Kritik ganz zu schweigen.]

neunziger Jahre vermisste, das sind eben jene Formen und Konventionen, die einst von der gesellschaftskritischen Avantgarde, zu der Lettau selber zählte, als Schein, Lüge und lebensfeindliches Reglement entlarvt werden. Lettau jedoch hat die verächtliche Preisgabe bürgerlicher Kultur nach 1968 empört angeprangert, nirgendwo sonst auf der Welt, behauptete er, habe sich die zivilisatorische Leistung von Jahrhunderten so rasant zersetzt als just in Deutschland.

Generation ohne Schicksal

Man könnte Lettau weiterdenken und fragen, wie diese Tatsache mit der spezifisch deutschen Geschichte zusammenhänge. Warum sind Geschichte, Gedächtnis, Tradition gerade in Deutschland so rigoros abgetan, dass ein roher Kult der reinen Gegenwartigkeit über jede kulturelle Verfeinerung der Sitten und Gebräuche, des Geschmacks und der Urteilskraft triumphiert? Natürlich, nirgendwo sonst hatten sich die alten Tugenden und Werte so handgemein mit dem Verbrechen gemacht. Da die Züge, von pflichtbewussten Eisenbahnern auf ihren Weg gesetzt, pünktlich nach Auschwitz fahren, erwies sich selbst die Tugend der Pünktlichkeit als abgründig. Dass Himmler die Exekutoren des Massenmords in den Vernichtungslagern dafür rühmte, dass sie sich trotz der Anfechtungen, der sie sich mit ihrer mörderischen Arbeit fürs Vaterland ausgesetzt hatten, den deutschen Anstand zu bewahren wussten, hüte uns davor, dem alten Tugendkanon einfach nachzutruern; einem Tugendkanon, dem gutes Benehmen und pünktliches Exekutieren nicht prinzipiell unvereinbar waren.

1945 war dann in Deutschland die Geschichte selbst in den Verdacht geraten, nichts als eine Vorgeschichte des Faschismus zu sein. Also galt es, sie am besten schlicht zu negieren, ausser Kraft zu setzen und die Zukunft der Nation nicht aus der eigenen Vergangenheit heraus zu entwickeln, sondern nach einem von aussen entlehnten Modell zu bauen. Tatsächlich

.....

Gegen die
Verrohung, die in
Deutschland aus
dem Boden des
Wohlstands
wuchs, setzte
Lettau eine, fast
möchte man
sagen, höfliche
und karge
Literatur.

.....

ist die kritische Auseinandersetzung mit der nationalen Geschichte, mit den politischen und kulturellen Traditionen, die den Faschismus ermöglichten, Lettau zufolge in Deutschland ausgeblieben. Stattdessen hat sich ein ganzes Volk in der Niederlage von 1945 aus amerikanischem Geist neubegründet, wild entschlossen, sich von der Vergangenheit loszusagen und gedächtnislos der Moderne, der westlichen Zivilisation einzupflanzen: «Eine ganze Generation wuchs heran, ohne Biographie, ohne jedes Schicksal.» Dafür wurde diese Generation mit Wohlstand belohnt; freilich wird die Gedächtnislosigkeit, auf der das neue Deutschland errichtet wurde, heute mit der Unfähigkeit bezahlt, diesen Wohlstand kulturell zu läutern oder mit ihm überhaupt etwas anderes anzufangen, als ihn tagtäglich wie in einer nationalen Pflichtübung zu verschleissen.

Gegen die Verrohung, die in Deutschland aus dem Boden des Wohlstands wuchs, setzte Lettau eine, fast möchte man sagen, höfliche und karge Literatur. Hässliche Menschen bezeichnete er zurückhaltend als solche, «bei denen die Natur sich Freiheiten erlaubte, die ihnen Nachteile einbrachten». Die nicht nur in Deutschland eher kampfbetont und mehr unter Einsatz von Kraft, als von Spielwitz geübte Sportart des Fussballspiels wiederum sublimierte er zum «Fortstossen von Bällen durch Männer in Turnhemden.»

In Thüringen, wo er herstammte, erwarb der pensionierte Professor Lettau ein Haus, das er mit seiner amerikanischen Frau bezog. Doch das Land, von dem er geträumt hatte, sah er jetzt gnadenlos verschönt mit «in Autoreifen eingelassenen Blumenbeeten», und die Gäste mit ihren «lilagrün geblähten Pyjamas» fielen gleich Barbaren über den Freund und sein Haus her. Dass ein Deutscher aus Amerika Deutschland nicht mehr finden kann, davon erzählt Lettau scharfsichtig und aberwitzig traurig in «Flucht vor Gästen». Die Heimkehr misslang, und der Erzähler musste verblüfft konstatieren: «Wir befanden uns unter Wilden.» Lettau stirbt am 17. Juni 1996. ♦

«Es gibt eine Spezies, die immun ist gegen die Versuchung des Teufels: der Ideologe. Der ist der Mensch, der die Dualität eliminiert hat. Er führt kein Gespräch: er beweist, indoktriniert, widerlegt, überzeugt, verurteilt.»

Dostojewski, «Der Teufel und der Ideologe, in: «Zwiesprache, Essay zu Kunst und Literatur», Frankfurt 1984.

François Bondy

ZUM TODE VON OCTAVIO PAZ

Octavio Paz ist 84jährig in Mexiko gestorben. Schreiben, dass er der angesehenste Schriftsteller seines Landes war, ist zu wenig gesagt. Er war Vorkämpfer und Exempel des Geistes der Kritik in einem Land, in dem er diesen Geist zu schwach entwickelt fand. Er hat für diesen Geist in Zeitschriften, die er gegründet hat, wie «Taller», «Plural» und «Vuelta» unablässig Zeugnis abgelegt. Ausserdem war Paz ein hinreissender Lyriker, von dessen Dutzenden Büchern es zwei europäische Editionen gibt: «Libertà sulla parola», (Parma, 1965) und «Gedichte», (Frankfurt, 1977) – ein ungenügendes, aber doch eindrucksvolles Zeugnis. Sein umfangreichstes Buch ist der dichtenden Nonne, Sor Joana Inès de la Cruz, gewidmet. (Frankfurt, 1991). Es darf als sein Hauptwerk gelten. Am bekanntesten bleibt sein Essay über Mexiko «Labyrinth der Einsamkeit» (Frankfurt, 1959). Darin zeigt Paz, wie die vorchristlichen Strukturen Mexikos untergegangen sind. Der Vater, den er öfters nennt, war ein angesehener Vorkämpfer für die mexikanische Unabhängigkeit und ebenfalls ein bedeutender Schriftsteller.

Paz hatte indianisches Blut wie Benito Juárez, der Vorkämpfer der mexikanischen Revolution. (Man kennt das Bild von Manet, das die Erschiessung Maximilians, eines Bruders von Kaiser Franz Josef, darstellt.) Paz nahm an Spaniens Aufstand gegen Franco teil, er begegnete später Ortega y Gasset, der ihm vergeblich empfahl, deutsch zu lernen. Doch hat Paz sich mit der deutschen romantischen Dichtung be-

fasst; er betonte, dass er Novalis den Vorzug gab.

Dass Octavio Paz weltweit anerkannt war, der Friedenspreis der Frankfurter Buchmesse 1949 und später der Nobelpreis bezeugen es. In Frankfurt hat Paz erklärt, dass Europa für die Nationen Lateinamerika kein Vorbild mehr sei. Seine Opposition gegen den Kommunismus trug ihm viele heftige Angriffe mexikanischer Schriftsteller ein, doch lehnte Paz eine nordamerikanische Intervention sowohl in Nicaragua als auch in Kuba ab. Eine Abrechnung mit dem Stalinismus erschien in «Cahiers de l'Est» im Januar 1975; darin verteidigt Paz Solschenizyn gegen Sartre und Merleau Ponty, die den Russen in «Les Temps Modernes» angriffen. Diese konsequente Haltung ist, so scheint mir, in den Nachrufen zu kurz gekommen, obwohl sie ein wesentlicher Teil seiner Biographie ist. Ich kann hier nicht verschweigen, dass ich bei Anlass eines hochdotierten Literaturpreises in Norman, Oklahoma, meine zufällig entscheidende Stimme für Marquez gegen Paz eingelegt habe und dass Paz mir diesen «Freundschaftsverrat» nicht nachgetragen hat. Von zwei grossen Essaybänden bei Suhrkamp besteht der zweite aus Dichterportraits, die von Generosität zeugen. Der weitaus informativste Nachruf, verfasst von Enrique Krause, erschien in «New York Review of Books».

Es ist unmöglich, von Paz zu sprechen, ohne an die Witwe Marie Jo – eine Griechin aus Korsika – zu denken, der Paz viele Gedichte gewidmet hat. ♦

Alexandra M. Kedves

DIE HELVETISCHE BABUSCHKA

«Mutterland» und «Vaterland» – zwei neue Publikationen der Vontobel-Stiftung¹

«*A l'exemple des poupées russes qui s'emboîtent, nous avons à l'intérieur de notre petitesse une autre petitesse de taille plus réduite et entre les deux, l'apparente et la réelle, il y a notre complexe d'infériorité, nos illusions et notre arrogance.*» Wie eine Babuschka ist das Mutterland Schweiz greifbar und doch wieder blosser Schein, ein Teil eines Teils eines Teils... Wie sich die Schweiz zusammensetzt, welche Gesichter sie annehmen kann, ist eine Fragestellung, der sich die Vontobel-Stiftung in zwei neuen Publikationen ihrer Schriftenreihe widmet.

In «Mutterland» spüren drei Autorinnen deutscher, französischer und italienischer Zunge eben diesem Begriff nach: Literaturkritikerin *Beatrice von Matt* proklamiert gar den Mutterstaat, wie sie ihren Aufsatz überschreibt. Denn «*der Vaterstaat braucht ihn*». Zu ihrem Mutterstaat gehört die «Muttersprache», gehört ein Erzählklima, gehören alte Geschichten: Spannend verfolgt die Autorin diese Gegenwelt in den Texten von *Gottfried Keller*, *Meinrad Inglin*, *Otto F. Walter*, *Max Frisch* und anderen, um schliesslich in der jüngsten Schweizer Literatur, in *Zoë Jennys* «Blütenstaubzimmer» zu blicken. Die mit dem Schiller-Preis ausgezeichnete Autorin *Amélie Plume* ist gleichfalls unterwegs und stellt im Titel fest «*La Suisse est belle mais petite*». In einem langen Dialog lockt sie uns durch die schönen und weniger schönen Ecken Helvetiens, diskutiert das Wetter und die Mehrsprachigkeit, die Widersprüche, die aus der Kleinheit ihrer Struktur erwachsen. *Liliana Marchand Boggia* wiederum, Leiterin der Tessiner Literaturzeitschrift «*Bloc Notes*», fragt: «*Ticino, Sonderfall Svizzero?*» Ist das Tessin eine «*dritte Schweiz*»? *Liliana Marchand Boggia* schaut zurück, betrachtet die historische und geopolitische Entwicklung, und nach vorn.

Im Jahr der grossen Jubiläen jener Ereignisse freilich, durch welche Männer die Schweiz (eine Schweiz für Männer) schufen, in der Erinnerung an 1648, 1798

und 1848, darf auch die Reflexion über das «Vaterland» nicht fehlen. Wieder beziehen drei Autoren mit den drei unterschiedlichen Muttersprachen Stellung. *Emanuel LaRoche*, in Bonn stationierter Deutschland-Korrespondent des Zürcher «*Tages-Anzeiger*», betreibt eine «Inspektion der Schweiz». In Zürich-Kloten ausgestiegen, heimgekehrt, aber doch mit dem Blick des Fremden entdeckt er in den helvetischen Animositäten gegen den «Grossen Kanton» nebenan Ängste, Komplexe und Gemeinsamkeiten. *LaRoche*s Inspektion lässt nichts undurchleuchtet: Konformitätszwang, verspätete Selbstbefragung, Isolation in Europa, Orientierungslosigkeit. Aber sie fördert auch Gründe zum Optimismus zutage: Föderalismus, Bürgernähe, Mehrsprachigkeit, fortschrittliche Verkehrs- und Drogenpolitik. – Andererseits, erinnert der Genfer Schriftsteller *Claude Delarue*, «*la Suisse, démocratie totalitaire en voie d'effritement, occupe une place importante dans les statistiques du désastre: l'alcoolisme, la drogue, la sida, le suicide*». *Delarue* geht in seinem Artikel «*La patrie portable*» weniger selbst auf Reisen in der Heimat, vielmehr nimmt er – ob er will oder nicht – seine Schweiz immer mit: «*tout individu transporte avec lui sa géographie originelle, tout être est une patrie individuelle.*» In einem geistreich-assoziativen tour d'horizon führt der Autor durch seine mentale «Patrie», vom *Voltaire*-Zitat bis zur seiner doppelten Staatsangehörigkeit als Schweizer und Franzose. Zwei Ländern ist auch *Dante Andrea Franzetti* verbunden: Italien und der Schweiz. In Zürich geboren, gehörte er immer zwei Welten und keiner an, ist er «*un gringo a Oerlikon*», wie er seinen – nebeneinander auf deutsch und italienisch veröffentlichten – Aufsatz überschreibt. Auch *Franzetti* durchlächelt die Mythen, erkennt, dass der König keine Kleider trägt, spricht vom Schneckengang des Wandels – und entdeckt die Chance, die in den Zwischenräumen liegt, in den Hohlräumen der Babuschka. ♦

¹ Die Hefte können beim Sekretariat der Vontobel-Stiftung, Tödistrasse 27, 8022 Zürich, unentgeltlich bestellt werden.
Fax: 0041 (0)1 283 75 00